

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 37.

Berlin, Dienstag den 26. März

1844.

### England.

#### Die Poesie der Rebekka-Unruhen.<sup>\*)</sup>

„Welch herrliche Nacht! welch köstlicher Mondschein! Ist dies eine englische Nacht oder eine solche, wie sie Southey am Anfang seines arabischen Gedichts beschreibt? Hier bin ich nun in dem „Distrikt der Unruhen“; hier bin ich auf dem „Schauplatz des Kampfes“, im „General-Quartier der Rebekkaitischen Rebellen!“ So sprach ich zu mir selbst um ein Uhr des Morgens am 10. September 1843, indem ich mich an das Fenster des Wirthshauses legte, um die Luft einer prächtigen Sommernacht einzuschlüpfen. In dem kleinen malerischen Dorfe, in welchem ich mich befand, breiteten die ländlichen Dächer, die Stroh- oder Heuschuber und die Bäume der Obstgärten ihre Schatten über die unregelmäßige Straße, ohne daß ein Geräusch die feierliche Stille unterbrach, außer von Zeit zu Zeit das Krächzen des Uhu, des einsamen Bewohners des Glockenthurms, oder das eintönige Murmeln des Baches, dessen Kluthen sich an den Bogen der alten Brücke brachen. Auch bemerkte ich unter den Fenstern das eines Uhrmacherladens, wo ich den Abend vorher, als ich ankam, eine doppelte Reihe von goldenen und silbernen Uhren sah, welche, trotz des Schreckens, den die Thaten Rebekka's verbreiteten, in aller Sicherheit dahingen, ohne anderen Schutz als einen Fensterladen, der zu schwach war, um dem schüchternsten Diebe zu widerstehen.

Diesen Morgen (es ist ein Sonntag) zeigt die Straße eine angenehme Sauberkeit; die Bewohner haben sie gestern Abends so hübsch gefegt — ein neuer Beweis von der öffentlichen Sicherheit. Nur im tiefsten Frieden ist der Geist unbefangen genug, um sich so sorgfältig mit jener Straßentoilette, jener ländlichen Reinlichkeit zu beschäftigen, welche für das englische Dorf so charakteristisch ist. Ich fing an, mit angenehmer Verwunderung zu lächeln, indem ich an die Uebertreibungen jener Presse dachte, die uns Londoner Maulaffen weiß machen wollten, daß die „Bluthunde des Krieges“ auf diesen grünen Bergen und in diesen idyllischen Thälern, wo man sich so gern einmal jährlich in dem reinen Sauerstoff verjüngt, losgelassen seyen. — Wie sehr werden Sie Lügen gestraft, meine Herren Zeitungsschreiber, rief ich in einem neuen Selbstgespräch aus, durch den köstlichen Mondschein, den ich heute Nacht bewundert, und durch diese mächtigen Sonnenstrahlen, die jetzt jene hohen und majestätischen Spitzen des Mynedd-dhu (des schwarzen Berges) vergolden. Hätte ich euch geglaubt, ihr täglichen, wöchentlichen und monatlichen Lügner, so würde ich noch jetzt den Dampf der Steinkohle statt dieser köstlichen Atmosphäre einathmen . . .

„Verzeihen Sie, mein Herr“, unterbrach mich hier ein Reisender, der in demselben Gasthof wohnte und eben so früh auf war, als ich, „haben Sie vielleicht gehört, daß die Zollstätte von Hendy-Gate gestern Abends zerstört worden? Man fügt hinzu, daß der Zoll-Einnehmer getödtet sey. Wenn Sie etwas Näheres erfahren haben, so theilen Sie mir es gefälligst mit, ehe ich nach London schreibe.“ — „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ fragte ich, nachdem ich mich vergebens bemüht, zu errathen, was dieser Herr seyn mochte, der etwas vom Schreiber und etwas vom Gentleman an sich zu haben schien. — „Entschuldigen Sie, mein Herr“, antwortete er; „ich scheine etwas zu dringlich; aber ich bin nach Wäles nur gekommen, um eine politische Korrespondenz zu schreiben, und ich möchte gern unserm Redacteur etwas Substantielles berichten. Ich bin einer von den Reporters der Times.“

Es schien mir, als ob sich zwischen mir und dem Mynedd-dhu, der eben noch von dem ersten Glanze des Tages strahlte, eine finstere Wolke aufhärmte, eine Wolke, die aus der ganzen Schwärze bestand, wozu die Walzen der gigantischen Dampfmaschine der Times überzieht. Die Sonne verlor vor meinen getrübbten Augen die Hälfte ihres Glanzes, das Grün die Hälfte seiner Frische; das Murmeln des Baches schien mir jenem dumpfen, fernem Peulen zu gleichen, das dem Ausrubr vorausgeht. Indem ich endlich meiner Phantasie Gewalt that und dem Fremden zu zeigen hoffte, daß er das Spiel der Seinigen sey, lud ich ihn zu einem Spaziergang ins Feld ein. Er ging darauf ein, indem er ohne Zweifel glaubte, ich würde ihn zu den rauchenden Ruinen einer Zollstätte führen; aber wir fanden überall nur den Frieden der Natur und den Frieden des Herrn.

\*) Wir theilen hier die Einleitung zu einer Erzählung mit, welche sich an jene Unruhen anlehnt und die poetisch-historischen Motive, welche dieselben darbieten, ausbeutet. Der Verfasser derselben erzählt in dieser Einleitung, wie jene Erzählung ihm entstanden sey. Diese selbst ist zu lang und auch nicht bedeutend genug, als daß sie in unseren Blättern Raum finden könnte; nur die Einleitung schien uns ihres eigenthümlichen Humors wegen der Mittheilung nicht unwerth.

Er entschädigte sich dafür, indem er mir bei dem geringsten Gränzstein national-ökonomische Vorlesungen über die übertriebene Zerstückelung des Grundeigentums und die Menge der Pachtungen hielt. „Aus der Zerstückelung des Bodens“, sagte er, „entsteht das Elend des Landmanns. In England möchten unsere Bauern gern besitzen, ohne es zu können: Dort wird ein Gut immer im Ganzen verkauft, hier sehr oft parzellenweise. Der Ehrgeiz hat selbst den geringsten Tagelöhner angesteckt; er borgt, um zu kaufen, und der Wucherismus hat ihn ruiniert, ehe er Alles bezahlt hat. Was die Pachten betrifft, so treibt die Konkurrenz den Preis derselben täglich mehr in die Höhe. Die Bewerber lassen die Pacht versteigern und bieten eine Rente, die höher ist als das, was der Boden mit dem darauf verwendeten Kapital einbringen kann. Kommt der Zinstag, so können sie nicht bezahlen, und wenn sie ihren Nachfolgern Platz machen, haben sie das Grundstück erschöpft. Ueberdies ist nicht bloß der Eigentümer zu befriedigen, sondern auch der Zehnten-Einnehmer, der Fiskus, endlich der Wucherer in der Stadt. Dies erklärt es, warum ein so malerisches Land mit Unzufriedenen bevölkert ist, die jeden Vorwand ergreifen, um sich einer Auflage zu entziehen. Der Begezoll ist nichts als eine direkte Auflage, und zwar die drückendste von allen, weil sie keine Frist zuläßt: man muß entweder zahlen oder mit seinem Karren, der mit dem Dünger oder den Produkten der Pacht beladen ist, umkehren. So oft ein Pächter an einen Schlagbaum kommt, sieht er, ehe er die Hand in die Tasche steckt, sich erst rechts und links um, als suche er die Rebekka. Was den Zoll-Einnehmer betrifft, so streckt er die Hand nur furchtsam aus. In seinem Zollhaus eingeschlossen, könnte man ihn mit einer heimlichen Spinne vergleichen, die sich am Rande ihres Loches zeigt, wenn die Fliege mit der Spitze des Flügels ihr Netz bewegt.“

So perorirte mein Journalist mitten unter den Herrlichkeiten einer der reichsten Landschaften von Wäles.

Als wir nach Vlangaddoc zurückkehrten, begab sich gerade die Bevölkerung nach der Kirche. Ich wollte eben meinen Begleiter auf die friedliche und fromme Haltung der guten Walliser aufmerksam machen, als er selbst seine Verwunderung darüber äußerte, indem er hinzufügte: „Sollte man es glauben, daß diese frommen Pfarrkinder, die in aller Demuth hingehen, um die liebevollen Ermahnungen des Geistlichen zu hören, nach dem Gottesdienst ganz eben so bereit sind, wie vorher, den Befehlen zu trotzen, die Polizei-Beamten zu prügeln, ja selbst zu tödten, die Schlagbäume niederzureißen u. s. w.? Alle diese ebrlichen Pächter, sehen Sie, sind Rebekkaiten, ja noch mehr, es ist mehr als Einer unter ihnen, der mit Ungeduld wartet, daß an ihn die Reihe kommt, die Rolle Rebekka's zu spielen, sich als Frau zu verkleiden und unter diesem Kostüm ungestraft mit Jack Cade oder Wat Tyler zu rivalisiren.“

Ich fing an zu glauben, daß ich einen Monomanen getroffen. Um ihn von seiner fixen Idee abzugeben, schlug ich ihm vor, in das Wirthshaus zurückzukehren und daselbst zu frühstücken. Er billigte meinen Vorschlag und benahm sich bei Tische mit einem Appetit, der mir zeigte, daß wenigstens sein Magen gesunder sey als sein Kopf. Laßt uns sehen, sagte ich, ob er vielleicht mit dem Gleichgewicht seiner thierischen Functionen auch den Geschmack für Naturschönheiten wiederbekommen hat? Ich wandte die Augen zu dem erhabenen Mynedd-dhu. Der Dintennebel war verschwunden, die Sonne strahlte glänzend, das Gras und das Laub war wieder frisch. „Verstehen Sie, sagte ich“, daß nichts so sehr den Geist erhebt als die Gebirgslandschaft. Großbritannien würde mir von der Natur enterbt scheinen, wenn es nicht seine Alpen und Apenninen, seine schottischen und gälischen Hochlande hätte.“ — „Entschuldigen Sie“, antwortete mein Begleiter, ein solcher Enthusiasmus ist mir fremd; ich gehöre zur nützlichen und nicht zur poetischen Presse. Was nennen Sie eine Gebirgslandschaft? Ungehaltene Steinmassen! Wo kann hier der Pflug eine Furche graben? Welches Wasser kann hier ein Fahrzeug tragen? Wo ist hier eine Straße, auf der Sie nicht beim Hinansteigen die Qualen des Sisyphus und beim Heruntersteigen den Sturz des Vulkan empfinden? Auf den äußersten Spitzen unfruchtbare Moosflechten, zwischen zwei Abhängen ein gähnender Abgrund, dessen trügerische Tiefe Ihnen der Nebel verbirgt. Wenn sich der Mensch hier eine isolirte Wohnung errichtet, dicht neben dem Horst des Adlers, so ist dies eine Höhle von Wilden, die daselbst bald das Leben und die Sitten des Raubvogels annehmen: Zeugen des sind die Marodeurs der Romane Walter Scott's. Sammelt sich ein Dorf daselbst an, so ist es ein Haufen Schweineföben. Die Fruchtigkeit gräbt wohl, statt eine Wiese zu befruchten, einen See aus. Sprechen Sie mir von jenen Ebenen, wo die Anstrengungen der menschlichen Kunst über die unnütze Natur gekiegt haben, wozin die Industrie eben diese Steinblöcke verpflanzt hat, um sie regelmäßig zu vertheilen in Häuser, Quais, Magazine, Paläste, Theater, Kirchen . . .“ — „Und ist

Parlaments-Häuser", fügte ich hinzu. — „Ganz gewiß", fuhr er fort, ohne sich irre machen zu lassen, „aber mit einer Galerie für die Zeitungs-Bericht-erklärer, die, wo möglich, noch etwas bequemer ist als die von Westminster, um daselbst Reden zu stenographiren, die eines Lord Chatam oder Sheridan würdig sind, statt jenes Troglodytenpatois, das man in den schottischen oder gälischen Bergen spricht." — „Wie", rief ich ernst aus, „Sie bewundern nicht diesen Berg, der sich hier vor uns erhebt und der Parnas Gray's und J. Dyer's war?" — „Im Gegentheil, ich bewundere ihn sehr", antwortete mein Journalist, indem er sich meiner angefangenen Beschreibung bemächtigte, mit dem Bewußtseyn, sie zugleich wahrer und malerischer zu machen; „ich bewundere ihn sehr, seitdem unser Wirth mir während des Frühstücks dieses Billet zustellte, das Sie mir zu lesen erlaubten." — „Warum, ich bitte Sie?" — „Weil dieses Billet mir anzeigt, daß heute Abend, beim ersten Einbrechen der Nacht, die Spitze des schwarzen Berges auf einmal von einer hohen Flamme erleuchtet seyn und daß sein Echo weit hin das Schmettern eines wohlklingenden Horns wiederholen wird..." — „Das wird einen großen Effekt machen", sagte ich unschuldig: „was für ein Fest ist heute?" — „Es ist kein Fest: diese Flamme ist ein Signal, das Rebekka ihren Töchtern giebt; dieses Horn wird sie unter ihr Banner rufen. Von Mandelly nach Earmarthen sollen alle Schlagbäume zerstört werden, und morgen werde ich einen Bericht von drei Spalten für die Times haben."

Bis die Nacht erschien, wagte ich nicht mehr, den schwarzen Berg anzusehen. Ich bin ein friedlicher Tourist, der die stillen Reize des Landlebens liebt oder höchstens diejenigen seiner Melodien, deren Zauber man nur in der Einsamkeit zu würdigen vermag. Bis auf den Abend wenigstens hoffte ich, daß es keine trügerische Ruhe sey, die mich in der letzten Nacht und noch am Sonntag Morgen entzückt hatte. Ich fand einen Vorwand, meinen Gasthofs-Gefährten zu verlassen, um mich ganz meinen ländlichen Illusionen hinzugeben... aber mit einbrechender Nacht war er es, der Recht hatte. Mynedd-Dhu wurde von dem Signal Rebekka's beleuchtet: beim Schall des Hornes brachen alle jene Pächter und Bauern, die am Morgen so fromm gewesen, nach dem Berge auf, und am anderen Tage hatte der Journalist Stoff für drei Spalten über die Thaten der guten Walliser.

Einige Tage später traf ich ihn wieder in Mandelly, dann in Nanon, dann noch einmal in Lidwelly, kurz, fast überall, wo ich auf meiner Sommer-Exkursion ein Halt von einen oder zwei Tagen machte. Mit einem Wort, da ich in diesem Jahre nicht die ländliche Ruhe finden konnte, die ich jedes Jahr in Wäles suche, für dieses Mal meine idyllischen Träumereien mit den dramatischen Empfindungen zu vertauschen.

Als schöngeistiger Tourist suchte ich allerdings zuweilen in den Traditionen der Geschichte, in den Erinnerungen des alten Kampfes zwischen den Wallisern und Engländern etwas, was den kleinlichen Leidenschaften der Gegenwart ein wenig Poesie zu geben vermag. An den Ufern der Loweg las ich zuweilen wieder die entzückende Iphige, die Shakespeare in den ersten Theil seines Heinrich IV. eingestrichen. Auf den Trümmern eines Schlagbaums beschwor ich die große Shakespearesche Gestalt Owen Glendower's, des Bundesgenossen von Percy Heißhorn, herauf, in welchem zugleich die Freiheitsliebe und der Aberglaube des Fürstenthums Wäles im Mittelalter personifizirt sind. Nachdem ich so meinen Muth gestählt, entsagte ich, ein friedlicher Schüler Jsaak Walton's, der Angel, und mich mit der Feder bewaffnend, folgte ich tapfer meinem Freunde, dem Journalisten, auf einigen seiner gefährlichsten Ausflüge. Ich wohnte mit ihm einigen Beratungen der Töchter Rebekka's bei; ich erlangte einige Aufklärungen, die es mir wahrscheinlich machten, daß ich das Geheimniß dieser räthselhaften Insurrection errathen hatte; gewissermaßen als Augenzeuge also erzählte ich euch eine Episode aus dieser Geschichte von gestern, aus der ein künftiger gälischer Walter Scott in sechzig Jahren einen neuen Waverley-Roman machen wird.

## Frankreich.

### Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluss-Kapitel von George Sand's „Orsin von Rudolstadt".

(Fortsetzung.)

Nach diesem Abenteuer war der Aufenthalt in Vaireuth für Consuelo unerträglich. Die maßlose Eifersucht Corilla's wurde ihr besonders lästig; immer leichtsinnig und doch im Grunde des Herzens immer gut, klagte diese Consuelo bald leidenschaftlich an, bald warf sie sich ihr zu Füßen und bat um Verzeihung. Amalie war durch Consuelo's Ermahnungen dem weiteren Einfluß Anzoleto's entzogen worden; doch Anzoleto hatte sich an ihr rächen wollen, weil sie ihn mit Verachtung verlassen hatte, und nur, um sie sicher zu machen, heuchelte er neue Leidenschaft gegen sie. Jetzt suchte er seine Rache darum an Consuelo zu fühlen; er machte tausend Versuche, sie dem Gelächter preiszugeben; wenn sie auftreten sollte, suchte er sie hinter den Couliß festzuhalten, wenn er ein Duett mit ihr zu singen hatte, fiel er mitten in ihrer Partie ein und sang mit so großer Sicherheit, daß man glauben mußte, das Versehen sey durch sie verschuldet. Beim Spiel trat er auf die rechte Seite, wenn er auf die linke treten sollte, er suchte sie zum Fallen zu bringen oder sie zu verwirren, so daß sie zu einer falschen Thür hinausging. Diese niederen Tücken glitten an der Ruhe und Geistesgegenwart Consuelo's ab; ernster aber schien Anzoleto's Haß, als sie bemerkte, daß er die unwürdigsten Verleumdungen gegen sie austreute, und daß die großen Herren, in deren Augen eine tugendhafte Schauspielerin undenkbar oder doch sehr langweilig war, auf seine Rathschläge eingingen und sie bald zahlreich umwarben und, da sie ihre Keuschheit

für Heuchelei hielten, sich mit Anzoleto verbanden, um sie in üblen Ruf zu bringen.

Diese elenden, gewissenlosen Verfolgungen waren der Beginn eines langen Märtyrertums, welches die unglückliche Primadonna während ihrer ganzen Laufbahn erleiden mußte. So oft sie Anzoleto sah, empfand sie neue Schmerzen, und sie begegnete in ihrem Leben mehr als einem Anzoleto. Mehr als eine Corilla quälte sie mit ihrer Eifersucht, und unter allen diesen Nebenbuhlerinnen war diese erste noch die gutmüthigste. Zu diesen Leiden, welche durch Genossen und Genossinnen auf dem Theater hervorgerufen wurden, gesellten sich noch andere, die bald von den Direktoren ausgingen, bald von den Zeitungsschreibern, bald von den schönen Damen, die sich höchst herablassend zu Consuelo's Beschützerinnen aufwarfen und überrascht waren, bei einem Mädchen dieser Art so viele Tugend zu finden, bald endlich von dem Publikum, welches oft undankbar und parteiisch, die Entwicklung des Talentes in der Regel mehr aufhält als fördert. Doch getreu ausharrend in der Kunst wie in der Liebe, wurde Consuelo nie entmutigt: sie verfolgte ihre Bahn fest und ruhig, und ihre musikalische Bildung nahm theoretisch und praktisch dauernd zu. Sie strauchelte bisweilen auf der schlüpfrigen Bahn des äußeren Erfolges, doch neue Triumphe erhoben sie wieder; dabei blieb sie stets die reine Priesterin der Kunst in noch höherem Sinne, als Porpora selbst es geahnt hatte, und sie schöpfte dauernd neue Kraft aus ihrem religiösen Glauben und neuen Trost aus ihrer Liebe.

Das Leben ihres Gemahls ist, obgleich er sie auf allen Reisen begleitete, in dichteren Schatten gehüllt als das ihre. Es ist unzweifelhaft, daß er sich nicht zum Rechnungsführer seiner Frau machte und von ihr sich gleichsam erhalten ließ. Auch würden Consuelo's Einnahmen für Beide gar nicht einmal hingereicht haben, da man die Künstler damals noch nicht so glänzend belohnte wie heute; eine Paupiquelle, der niedrigen Gage ungeachtet reich zu werden, waren die Geschenke der Fürsten und Großen, und wenn die Frauen ihre Stellung zu benutzen wußten, sammelten sie Schätze; doch Keuschheit und Mangel an Eigennuz sind nicht Vorzüge, durch welche eine Schauspielerin ihr Glück macht. Consuelo wurde sehr geachtet, sie erregte bisweilen Begeisterung, doch sie hatte keine galanten Abenteuer, und die Schande schenkte ihr keine Diamanten und Millionen. Ihre Lorbeeren blieben unbesetzt, und nur von unparteiischen Händen wurden ihr Kränze auf die Bühne geworfen. Nach zehnjähriger Anstrengung war sie um nichts reicher geworden: ja sie war mit ihrer Einnahme sogar oft nicht ausgekommen, weil sie zu viel für mildthätige Zwecke verwandte, und die „Unsichtbaren" hatten sie noch oft unterstützen müssen.

Was war nun der eigentliche Erfolg des langen Pilgerlebens, welches Albert und Consuelo in Frankreich, Spanien, England und Italien führten? Für die Augen der Welt liegt hiervon Nichts offen da, und ich glaube, man muß in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zwanzig Jahr weiter hinab steigen, um aus den späteren Ereignissen die frühere Wirksamkeit der geheimen Gesellschaft zu folgern. Hatten diese Gesellschaften in Frankreich größeren Einfluß geübt als in Deutschland, wo sie entstanden waren? Die französische scheint dies zu beweisen; doch zeigt auch der spätere europäische Bund der Illuminaten und die riesenhaften Pläne Weisshaupt's, daß der göttliche Traum vom heiligen Graal noch dreißig Jahre später, als die ersten Eingeweihten längst zerstreut oder gestorben waren, nicht aufgehört hatte, die Einbildungskraft der Deutschen zu beschäftigen.

Alle Zeitungen berichten uns, daß die Porporina mit größtem Beifall zu Paris in den Opern Pergolese's, zu London in den Oratorien und Opern Händel's, zu Madrid mit Farinelli, zu Dresden mit der Faustina und Mingotti, zu Venedig, Rom und Neapel in den Opern und Kirchenmusiken Porpora's und anderer Meister sang. Einige Billette Consuelo's an Trent und an Banda bezeugen uns ihren Glauben, ihre Zuversicht und ihre Thätigkeit. Auf der Bühne erschien sie zuletzt in Wien... Sie war damals einige dreißig Jahr alt, und sie war, wie man sagt, schöner als in ihrer ersten Jugend. Ihr reines Leben hatte die ganze Hülle ihrer persönlichen Anmuth und ihres Talents herrlich ausgebildet. Sie war von schönen Kindern begleitet, doch man kannte ihren Gemahl nicht, und nur durch Gerüchte wußte man, daß sie einen Gatten besaß und ihm die strengste Treue bewahrte. Porpora war von seinen Reisen zurückgekehrt und brachte eine neue Oper auf dem kaiserlichen Theater zur Auführung; doch ist aus den zwanzig letzten Lebensjahren dieses Meisters so wenig bekannt, daß ich in keiner seiner Biographien den Namen dieses Werkes habe finden können. Gewiß ist nur, daß die Porporina die Hauptrolle mit unbefrittenem Erfolge gab, daß der ganze Hof bei der Vorstellung weinte und die Kaiserin selbst geruhte, befriedigt zu seyn. Doch in der Nacht, welche auf diesen Triumph folgte, empfing Consuelo von den Unsichtbaren eine Botschaft, durch die sie ihr Glück bald in Schrecken verwandelte. Schon um sieben Uhr am anderen Morgen hatte sie durch Geld und Beredsamkeit die Wachen des kaiserlichen Schlosses gewonnen und stand vor der Thür des Schlafzimmers Ihrer Majestät.

„Freund", sagte sie zu dem Diener, welcher das Zimmer reinigte, „ich muß mich der Kaiserin zu Füßen werfen; das Leben eines edlen Mannes und die Ehre einer Familie steht auf dem Spiele. Ein großes Verbrechen wird in wenigen Tagen ausgeführt, wenn ich Ihre Majestät nicht noch in dieser Stunde spreche. Ich weiß, daß ihr nicht bestechlich seyd, doch ich weiß auch, daß ihr edel denkt; davon spricht man allgemein, und ihr habt schon für manchen Schritt Vergebung erlangt, bei dem sie ein Anderer vergeblich hoffen würde."

„Gütiger Gott!" rief der Diener, „seh ich Sie wieder, meine geliebte Herrin!" und er schlug die Hände zusammen, daß ihm die Staubbürste entfiel.

„Karl, du? Dank dem Himmel! Albert's guter Engel hat Macht bis in den Palast der Kaiserin. Ich bin gerettet!"

„Albert! Albert!“ wiederholte Karl. „So treten Sie schnell ein, Signora, wenn er in Gefahr ist. Und wenn ich meine Stelle verlöre, ich würde es nicht bedauern; zwar fördere ich hier, Gott weiß es, unsere heilige Sache mehr, als ich es an einem anderen Orte könnte, doch Albert! . . . Die Kaiserin ist eine gute Frau, wenn sie nicht regiert“, setzte er mit leiser Stimme hinzu. „Treten Sie ein; man wird glauben, Sie seyen früher gekommen als ich; die Schuld wird auf die Schulte von Kämmerlingen fallen, welche nicht werth sind, einer Herrscherin zu dienen, weil sie ihr nichts als Lügen sagen.“

Consuelo trat in das Zimmer, und als die Kaiserin noch halb schlaftrunken die Augen aufschlug, sah sie die Primadonna vor ihrem Bette knien.

„Was ist das?“ rief Maria Theresia, indem sie die Decke wie ein Tuch majestätisch um die Schultern schlug und sich in der Nachthaube so stolz und ehrfürchtig gebietend auf dem Bettkissen aufstützte, als ob sie, das Diadem auf dem Haupte und den Degen zur Seite, auf dem Thron säße.

„Majestät“, erwiderte Consuelo, „eine Unterthanin, eine unglückliche Mutter, eine verzweifelte Gattin liegt zu Ihren Füßen und bittet um das Leben und die Freiheit ihres Mannes.“

In diesem Augenblicke trat Karl in das Zimmer und rief mit verstelltem Zorne: „Unglückliche, wer hat Ihnen erlaubt, hier einzutreten?“

„Ich muß deine Aufmerksamkeit und Treue loben, Karl“, sprach die Kaiserin. „So bin ich in meinem Leben noch nicht aufgeweckt worden.“

„Sprechen Ew. Majestät ein Wort“, rief Karl, „und ich tödte diese Frau vor Ihren Augen!“ Er kannte die Kaiserin genugsam, um zu wissen, daß sie es liebte, Akte der Gnade vor Zeugen zu üben, und daß sie selbst vor ihren Kammerdienern gern als große Kaiserin und als große Frau dastand.

„Das ist zu viel Dienstleister!“ entgegnete die Kaiserin mit einem majestätischen und doch zugleich mütterlichen Lächeln. „Entferne dich und laß diese arme Frau sprechen. Sieh, wie sie weint. Ich bin nicht in Gefahr, wenn ich mit einem meiner Unterthanen zusammen bin. Was wünschen Sie, Madame? Doch wie, du bist es, meine schöne Porporina! Du wirfst dir die Stimme verderben, wenn du fortfährst, so zu schluchzen.“

„Majestät“, antwortete Consuelo, „ich bin seit zehn Jahren vor der katholischen Kirche verheiratet. Ich habe mir kein einziges Vergehen gegen meine Ehre vorzuwerfen. Ich habe rechtmäßige Kinder, die ich in der Tugend auferziehe. Ich wage darum . . .“

„In der Tugend, wohl, ich weiß es“, fiel ihr die Kaiserin ins Wort, doch nicht im Glauben. Du bist sittlich, hat man mir gesagt; doch du gehst nicht in die Kirche. Allein sprich nur. Welches Unglück hat dich betroffen?“

„Mein Gemahl, von dem ich mich nie bisher getrennt hatte, befindet sich gegenwärtig in Prag; er ist — ich weiß nicht, durch welche unwürdige Ränke — verhaftet und angeklagt, er habe Namen und Titel annehmen wollen, die ihm nicht gehören, er habe eine Erbschaft unrechtmäßiger Weise an sich zu reißen gesucht, sey überhaupt ein Intrigant, Betrüger und Spion und darum ein Hochverräther, den man zu lebenslänglichem Gefängniß und in diesem Augenblicke vielleicht zum Tode verdammen will.“

„In Prag? Ein Betrüger?“ sagte die Kaiserin ruhig. „Ich habe einen Fall der Art in den Berichten meiner geheimen Polizei gelesen. Wie heißt dein Mann? Denn du nennst dich ja nicht nach dem Manne.“

„Liberani heißt er.“

„Ganz recht. Ich bedaure, mein Kind, dich an diesen Elenden verheiratet zu wissen. Er ist in der That ein Industrie-Ritter oder ein Berrückter, der sich für einen Grafen von Rudolstadt ausgiebt, welcher schon vor zehn Jahren gestorben ist, und dem er allerdings ähnlich sehen soll. Er hat sich bei der alten Stiftsdame von Rudolstadt eingebracht, hat sich ihren Neffen genannt und würde ohne Zweifel die Erbschaft an sich gerissen haben, wenn nicht in dem Augenblicke, in welchem die alte, schon kindisch gewordene Frau ihr Testament machen wollte, gute Menschen ihr Vermögen zum Vortheil der Familie auf die Seite gebracht hätten. Man hat ihn verhaftet, und man hat sehr wohl daran gethan. Ich finde deinen Schmerz begreiflich, doch ich kann ihn nicht lindern. Wenn es sich, wie ich wünsche, feststellen läßt, daß Liberani wahnsinnig ist, so wird man ihn in ein Hospital bringen, wo du ihn sehen und pflegen kannst. Aber wenn er, wie ich fürchte, nur ein Betrüger ist, so wird man ihn etwas schärfer bewachen müssen, damit die rechtmäßige Erbin von Rudolstadt, eine Baroness Amalie, welche nach einigen Jugendjahren jetzt im Begriffe steht, sich mit einem meiner Offiziere zu verheiraten, nicht von ihm beunruhigt werde. — Ich will nicht bezweifeln, Mademoiselle, daß Sie von der Aufführung Ihres Mannes nicht unterrichtet sind, und daß Sie sich über seinen Charakter täuschen, sonst würde ich Ihre Bitten sehr unpassend finden. Sie können abtreten.“

Consuelo sah, daß sie auf den Schutz der Kaiserin nicht hoffen durfte, und daß sie ihre Angelegenheiten nur verschlimmern würde, wenn sie um Bestätigung der Identität Liberani's und Albert's von Rudolstadt bäte. Sie erhob sich und schwankte blaß und einer Ohnmacht nahe zur Thür. Maria Theresia verfolgte sie mit forschendem Blick und rief sie dann zurück, indem sie mit weniger trockener Stimme und wie mitleidig sprach: „Du bist sehr zu beklagen. An alledem bist du unschuldig, davon bin ich überzeugt. Erhole dich, schone dich; die Sache wird gewissenhaft untersucht werden, und wenn dein Mann sich nicht selbst verderben will, so wird er sich für geisteskrank halten lassen, wofür ihn seine Richter erklären werden. Wenn du ihm Mittheilungen machen kannst, so lasse ihn dies wissen. Dies ist der einzige Rath, den ich für dich habe.“

„Ich werde ihn befolgen, und ich segne Ew. Majestät dafür; doch ohne Ihren Schutz vermag ich nichts. Mein Mann befindet sich im Gefängniß zu Prag, und ich bin am kaiserlichen Theater zu Wien engagirt. Wenn Ew.

Majestät mir nicht noch einen Trost gewähren und einen Befehl ausstellen, der es mir möglich macht, diese Mittheilung an meinen Mann gelangen zu lassen, so . . .“

„Du forderst viel! Ich weiß nicht, ob Fürst Kauniz dir diesen Trost zugestehen wird, und ob man dich auf dem Theater wird entbehren können. In einigen Tagen sollst du hiervon benachrichtigt werden.“

„In einigen Tagen?“ rief Consuelo, indem sie ihren ganzen Muth wiedergewann. „In einigen Tagen ist es zu spät; ich muß alsbald abreisen.“

„Das ist zu viel“, rief die Kaiserin; „deine Leidenschaftlichkeit wird dir Nachtheil bringen, wenn du vor weniger ruhigen und nachsichtigen Richtern steht als jetzt. — Entfernen Sie sich, Mademoiselle.“

Consuelo eilte zu dem Kanonikus<sup>ooo</sup> und übergab ihm ihre Kinder, indem sie ihm sagte, daß sie alsbald abzureisen genöthigt sey und noch nicht wisse, wann sie wiederkehre. „Wenn Sie lange entfernt bleiben, werde ich es bedauern“, antwortete der gute Alte; „doch die Kinder sollen mich einigermaßen trösten; sie sollen meiner Angela Gesellschaft leisten, der ohnehin bisweilen die Zeit bei mir lang zu werden anfängt.“ — Consuelo drückte die Kinder noch einmal ans Herz und sagte dann zu dem Greise: „Lassen Sie die Kinder nicht wissen, daß ich lange fern bleibe; doch vielleicht kehre ich nie zurück. Vielleicht kommen Schmerzen über mich, von denen ich mich nie erhole, wenn Gott nicht ein Wunder thut. Beten Sie für mich und lassen Sie meine Kinder beten.“

Der gute Kanonikus wollte nicht in ihr Geheimniß dringen; doch da seine friedliche Seele sich nicht leicht ein unabwendbares Unheil vorstellen konnte, bemühte er sich, sie zu trösten; und als er sah, daß dies nicht gelang, wollte er sie wenigstens beruhigen, indem er sprach: „Wenn du nicht zurückkehrst, so gehören deine Kinder mir an; ich werde für ihre Erziehung sorgen. Deine Tochter werde ich verheiraten; wenn hierdurch auch Angela's Mitgift etwas geschmälert wird, so wird sie selbst um so thätiger seyn müssen; aus deinen Knaben aber will ich Musiker machen, darauf verlaß dich.“

„Joseph Haydn wird diese Last theilen“, erwiderte Consuelo, indem sie dem Kanonikus die Hand küßte, und der alte Porpora wird ihnen einige Lektionen geben. Meine armen Kinder sind gelehrt, um ihr äußeres Fortkommen bin ich unbesorgt; doch meine Liebe und meine Rathschläge, die können Sie allein ihnen ersezen.“ — „Und ich verspreche dir, es zu thun“, rief der Kanonikus; „ich hoffe noch so lange zu leben, bis sie erwachsen sind. Lebe wohl denn, meine Tochter; fasse Muth und bleibe gesund. Reise glücklich und kehre zurück. Gott ist mit den Guten.“ (Fortsetzung folgt.)

## China.

### Berichtigungen zu einem Artikel der Revue Indépendante.

Der in Nr. 31 und 32 des Magazins mitgetheilte Artikel der erwähnten Zeitschrift enthält mehrere Irrthümer und auch ein paar leichtfertige Urtheile. Woher China seine Civilisation habe? Muß denn jedes Volk seine Civilisation einem anderen verdanken, und dieses wieder einem anderen, bis man zu irgend einem Urvolke kommt, das im allerersten Besitze jenes Gutes war und die übrigen Völker direkt oder indirekt damit versorgte? Und was für ein Urvolk soll am Ende gemeint seyn? Diese Idee wäre eben so abenteuerlich, wie die einer Ur-Sprache, auf welche alle Sprachen der Erde sich zurückführen ließen.

Das Studium der chinesischen Bücher (welcher?) soll zu dem Schlusse berechtigen, daß die Civilisation dieses Volkes keine andere Wiege habe, als Indien oder das alte Baktriana (!). — Wer die alten kanonischen Bücher der Chinesen und ihre Geschichtswerke studirt hat, der kommt, wenn er nicht wachend in Träume versunken ist, auf ganz andere Schlüsse: er überzeugt sich, daß die Civilisation China's und die Indiens einander eben so fern stehen, als die Sprachen und die Gesichtszüge beider Völker. Einzelne Berührungspunkte sind allerdings ohne Mühe zu entdecken; diese findet man aber auch, wenn man die Chinesen mit jedem anderen Volke zusammenhält.

Der Verfasser begnügt sich aber nicht einmal mit der ziemlich bekannten Civilisation des alten Indiens — er verweist noch auf eine unbekanntere, die des alten Baktriana! Was für Bücher haben ihm denn darüber Auskunft gegeben, wie es damals, als die Chinesen ein Volk wurden, mit Baktriana bestellt war? Es dürfte wohl gewissen Leuten glaubwürdiger erscheinen, wenn man die Wiege der Bildung eines Volkes im Monde, oder im Planeten Mars, als wenn man sie im Volke selber suchte!

Die Tradition von der Verwandtschaft der indischen und chinesischen Race ist im Orient nicht allgemein, und die Chinesen haben sie durchaus nicht angenommen. Sie behaupten nur, daß ihre ältesten Stammväter aus den Bergen gegen Abend ins nördliche China eingewandert seyen. Die Region aber, welche China wahrhaft im Abend liegt, ist Tibet, dessen Bewohner den Chinesen in Sprache und Physiognomie ohne allen Vergleich ähnlicher sind, als die Hindus.

In der Chronologie sollen die Chinesen keine anderen Rechnungen geben, als die Indier und Chaldäer. Um von dem Grunde dieser Behauptung sich zu überzeugen, lese man Ideler's Zeitrechnung der Chinesen (Berlin 1839).

Von den drei „physischen Regionen“ China's soll die eine das Alpenland im Osten der Mongolei seyn; aber ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß im Osten der Mongolei nicht China, sondern Tungusien liegt und ersteres im Süden derselben sich ausdehnt.

Es ist richtig, daß die Chinesen ihr Land Tschong-kue (Reich der Mitte) nennen; aber ein Name wie Sching-kue ist uns nie vorgekommen; und

wenn er ja existirte, so würde er allenfalls heiliges Reich, aber nimmermehr Nation der Mitte bedeuten; denn dieses wäre Tschong-min oder, wie die Chinesen sich wirklich nennen, Tschong-tue-jin (Reute des Mittelreichs). — Der Name Tschina ist allerdings die indische Umformung des Namens der alten Dynastie Tsin; wo der Verf. aber letztere zum zweiten Mal anführt, nennt er sie sehr irrig Tschin: so hieß eine ganz andere Dynastie, die ungefähr sieben Jahrhunderte später regierte, als China schon längst im Auslande Tschina oder Sin genannt ward. Die größere Uebereinstimmung jenes Tschin mit Tschina ist rein zufällig. \*)

Confucius soll mit der Philosophie der Brahmanen vertraut gewesen seyn — warum nicht lieber mit den fünf Büchern Moses? Es wäre ungefähr dasselbe, wenn man behauptete, die Dichter der isländischen Heldensieder hätten ihre Inspiration aus den chinesischen Oden des Buches Schi-king geschöpft. — Derselbe Confucius soll die früheren Jahrbücher gesammelt und eine Encyclopädie daraus gemacht haben, welche der Schu-king sey. Der Schu-king ist, mag er nun so, wie wir ihn besitzen, von Confucius oder einem Anderen herrühren, keine Sammlung und noch viel weniger eine Encyclopädie, sondern ein bündiger Auszug älterer Uebersetzungen.

Daß ein General des Schi-hoang-ti das Papier und den Schreibepinsel erfunden habe, ist uns ebenfalls eine neue Notiz gewesen. Unter einem so kriegerischen Kaiser, wie Schi-hoang-ti, blieb den Generalen zu Erfindungen dieser Art keine Muße. Die Haarpinsel waren schon vor dem erwähnten Kaiser bekannt, und das Papier ist gegen Ende des ersten Jahrhunderts u. Z., also ein gutes Theil später, erfunden. Zur Zeit der Dynastie Tsin schrieb man auf Seidenstoffe\*\*), wie in früheren Perioden auf Tafeln aus Bambus.

In dem Zeitalter der Han sollen mehrere jüdische Familien nach China gekommen seyn: das ist möglich, aber die chinesischen Annalen wissen nichts davon. — Aus der eben so kurzen als oberflächlichen Charakteristik des Buddaismus könnte man abnehmen, dieser unterscheidet sich nur durch Verwerfung gewisser Lehren oder Einrichtungen von dem Brahmanismus, während doch sein wesentlichster Unterschied im Gott-Werden jeder Individualität, vor ihrer endlichen Einkehr ins absolute Seyn, begründet ist.\*\*\*)

Die Nachkommen der alten Tu-t'iu oder Türken sollen noch heute die drei Theile der alten Welt bedecken — Gott behüte! es bleibt in den Märschen des ungeheuren Türken-Reges noch ein sehr ansehnlicher Spielraum für manches andere Volk; auch giebt es ansehnliche Theile unserer drei Welttheile, in die niemals ein türkischer Stamm sich verirrt hat.

Der Sohn Tschinggis-Chan's, welcher Nord-China bezwang, hieß Oktai (genauer Ugetei), nicht Mogli; der gefeierte Minister aber hieß Je-liu-tsu-t'ai, und war tungusischer Abkunft. †) — Der Befreier China's von dem Mongolen-Joch hieß nicht Hung-wu und ließ sich auch nicht unter dem Namen T'ai-tsu als Kaiser ausrufen. Sein Name war Tschu-yuan-tschang; als er Kaiser ward, gab er seiner Regierung das ehrende Prädikat Hung-wu (gewaltige Tapferkeit), und nach seinem Tode erhielt er den posthumen Namen T'ai-tsu (erhabener Stammherr.)

Z/.

### Mannigfaltiges.

— Deutsche Tageschriftsteller in Frankreich. Herr St. René Taillandier, von dessen Versuchen, die neuesten deutschen Literaturzustände aufzufassen und darzustellen, wir in diesen Blättern bereits gesprochen haben, liefert uns im zweiten März-Hefte der Revue des deux Mondes einen neuen Abschnitt seiner Beobachtungen. Früher hatte er über die poetische Literatur der Gegenwart gesprochen; jetzt spricht er über die politische. Er theilt die letztere in zwei Epochen: in die des „jungen Deutschlands“ und die der „Jung-Hegelianer“, woran er zuletzt einige Betrachtungen über Bettina's Königsbuch reiht, in welchem, nach seiner Ansicht, nicht bloß jene beiden, sondern alle poetischen, philosophischen und politischen Momente Deutschlands seit fünfzig Jahren reflektirt sind. Die Benennung „junges Deutschland“ kam bekanntlich mit Ludolf Wienbarg's „ästhetischen Feldzügen“ auf, welche der Verfasser nicht etwa einer politischen Verbindung, wie es die Giovine Italia war, sondern der deutschen Jugend gewidmet, die er mißverständlich genug „junges Deutschland“ genannt hatte, welcher nom de guerre nachmals einigen jüngeren Schriftstellern verblieb, die, ohne unter sich in ihren Ansichten einig zu seyn, sich doch in einer gewissen Opposition gegen Hergebrachtes, weniger in der Politik, als in der schönen Literatur, begegneten. Herr Taillandier begreift darunter außer Wienbarg, Guklow, Laube und Mundt auch noch Ernst Willkomm, wegen seiner „Europamäuden“. Ueber Alle spricht er ein gleiches Verdammungsurtheil; Alle, behauptet er, hätten nur französische Ideen sich angeeignet, und Alle seyen an ihrem Mangel an Tiefe gescheitert. Nicht minder als diese erste, verurtheilt er aber auch die zweite Periode des letzten Jahrzehends unserer

politischen Literatur. In den frühesten Lieferungen von Arnold Ruge's „Hallischen Jahrbüchern“ glaubt er zwar einen Geist der Selbständigkeit und Gründlichkeit zu erkennen, wie er sich im französischen „Globe“ zur Zeit der Restauration offenbart habe; nur zu bald sey sich dieser univervelle Geist jedoch untreu geworden und habe sich auf ein System, und zwar auf eines der engherzigsten, das der äußersten Linken unter den Hegelianern, geworfen. „Herr Ruge“, sagt sein französischer Kritiker, „war sehr stark, als er die Philosophie, die Poesie und alle Arbeiten des Gedankens aufforderte, aus den Wolken herauszutreten und an die Stelle des todten Wissens einer wiedererweckten Scholastik die lebendige, thatkräftige Wissenschaft zu setzen. Leider gab er jedoch diese schöne Stellung auf, um sich zum Verteidiger einer einzigen Sache zu machen, der Lehre der äußersten Hegelschen Linken, d. h. des Pantheismus in seiner abschreckendsten Kühnheit, in seiner traurigsten Nacktheit. Zwei Irrthümer, von denen einer aus dem anderen hervorging, sind es, die den „Jahrbüchern“ empfindlichen Nachtheil gebracht: zuerst der Irrthum, daß sie sich auf die extremen Grundsätze Bruno Bauer's und Feuerbach's stützten, daß sie zu einem metaphysischen System ihre Zuflucht nahmen, und zu welchem Systeme! — um den öffentlichen Geist umzubilden, lehrten diese Schriftsteller zu jenen scholastischen Barbareien zurück, die sie hatten bekämpfen wollen — und daher kam es denn, daß die an die Stelle ihrer früheren gesunden Polemik gesetzten krankhaften Theorien sie mehr und mehr isolirten, wodurch sie endlich dermaßen verwirrt wurden, daß sie in jene Wuth geriethen, durch welche ihre Feder sich um alles Vertrauen gebracht hat.“ — Es hat dieses Urtheil in einer Pariser Zeitschrift um so größere Bedeutung, als die Männer, gegen die es hauptsächlich gerichtet ist, sich zum Theil jetzt in Paris befinden und dort in der Richtung, gegen welche die Bemerkungen des Herrn Taillandier ankämpfen, mehr noch als je befangen sind. Der Franzose macht es nämlich jenen deutschen Schriftstellern zum Vorwurf, daß sie den Geist ihres Vaterlandes herabsetzen und verleugnen. „Seltsames Bestreben“, ruft er, „sich selbst zu verleumben!“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Als nach den eleganten Leichtfertigkeiten des vorigen Jahrhunderts die französische Muse, neu belebt durch den Spiritualismus Jean Jacques Rousseau's und durch die großen Proben der Revolution, mit Frau von Staël über den Rhein zog, um die Ruhe einer erhabenern Philosophie und die Freiheiten einer romantischen Poesie aufzusuchen, gab sie doch darum ihren Charakter nicht auf und entkleidete sich ihres Geistes nicht, sie setzte vielmehr die Bewegung fort, die der Verfasser der „Neuen Heloise“ und die regenerirenden Weltbegebenheiten den Geistern gegeben hatten. Wenn aber Deutschland heutzutage Voltaire als seinen Meister proklamirt, so wird man mich vergebens überreden wollen, daß dies ein wirklicher Fortschritt seines Genies sey!“ . . . Ferner: „Als der Adel Frankreichs in jener berühmten Revolutionsnacht seine Diplome und Privilegien vernichtete, so war dies eine heroische Handlung: er opferte Rechte auf, die den großmüthigen Gedanken, von welchen er sich damals ergriffen fühlte, entgegen waren; aber Ihr — Ihr vernichtet rechtmäßige Ansprüche, ruhmreiche Privilegien Eures Vaterlandes, und um welcher Zukunft willen? Wenn Ihr die Bildnisse Eurer Väter vernichtet haben werdet, was wollt Ihr an deren Stelle setzen?“ — Es thut Noth, daß ein solches Wort aus der Fremde herübertröme, damit die Unerfahrenen wissen, daß das Ausland selbst das Lob nicht achtet, das aus einem Munde kommt, welcher den Geist des eigenen Vaterlandes als „niedertüchtig“ und „erbärmlich“ zu bezeichnen wagt.

— Motive des Selbstmords bei verschiedenen Völkern Asiens. Ein Hindu entleibt sich, um seinen Beleidiger durch Gewissenspein unglücklich zu machen; ein Chinese, um ihm einen bedenklichen Prozeß anzuhängen; ein Japanese, um sich selber zu bestrafen, und ein Mandschu, um seine Reputation zu retten. Die beiden Ersteren werden von einer Rache geleitet, die nicht mit energischer Gesinnung verbunden ist; aber auch in seinem verzweifeltsten Entschlusse bleibt der Hindu Gefühlsmensch und der Chinese Bekandesmensch; denn Jener traut dem Feinde noch zu, daß er in sich selber Bestrafung finden könne, während Dieser nur auf eine Bestrafung des Feindes von Außen her rechnet. Der gräßlichste Selbstmörder ist der Mandschu, weil dieser die Schande, die ihn getroffen hat, auch an seiner Familie kleben sieht und Frau und Kinder tödtet, ehe er Hand an sich legt oder in den Reihen der Feinde seinen Tod sucht; der Kälteste und Resignirteste ist der Japanese, denn dieser sieht in der Selbstentleibung die schicklichste Sühne seiner verletzten oder vernachlässigten Pflicht. Der Mandschu verfährt bei all seiner Rohheit am ritterlichsten, der Japanese aber am uninteressirtesten, denn es warten seiner keine paradisißchen Jungfrauen, wie des muselmännischen Türken, der sich eben so kaltblütig wie leidene Schnur umlegt.

— Uebersetzerschnitzer. Im „Buch der Redner“, nach dem Französischen von Cormenin (Leipzig, J. J. Weber), findet sich der sehr drollige und fast ungläubliche Passus: „weil ihr Zungenbändchen wohlangebunden am Palast ist“. Der Uebersetzer hat offenbar nicht geahnt, daß das französische Wort palais auch Gaumen heißt, und daß mit diesem die Zunge zusammenhängt, nicht aber mit einem Palast.

Das mit dem 31ten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfang dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

\*) Siehe eine Notiz im Jahrgang 1841 des Magazins (Mai-Heft Nr. 34).

\*\*) Yen-t'ao-kang-mu, Buch 28.

\*\*) S. zwei Artikel im Jahrgang 1840 des Magazins (Juli, Nr. 81 — 82, und September, Nr. 112 — 113).

†) Der Name Juan, den das mongolische Kaiserhaus in China sich beilegte, heißt nicht Mongole, sondern ist ein chinesisches Wort, welches die Kraft des Himmels und der Erde bezeichnend, die alles Lebende ins Daseyn ruft.